

Ein Lebensschicksal

wie das des berühmten Volks- und Reiseschriftstellers Karl May ist wohl selten. Nicht bald einer ist so geliebt worden wie er und war doch sein Leben lang ein Ringender, Kämpfender. Tausende und Tausende, jung und alt, haben sich an den Helden seiner auf dem ganzen Erdball spielenden Reiseerzählungen und ihren Taten berauscht. Seine eigene Person hat May voll köstlicher Erzählgabe in den Mittelpunkt der spannenden Geschehnisse gestellt und so um seine eigene Gestalt einen Mythos geschaffen, dessen zauberhaftem Bann noch jeder Leser verfallen war. Wir bringen ab heute in einigen Fortsetzungen einen „literarischen Spaziergang“ unseres Mitarbeiters, des Schriftstellers Rudolf Woitek (Grabensee) durch

„Die letzten Karl-May-Jahrbücher“.

Wer je „einen Karl May“ gelesen hat, wird diese Untersuchungen mit größtem Interesse verfolgen und vielleicht schon vergrabene Jugenderinnerungen neu erleben. Jene aber, die Karl May noch nicht kennen, werden vielleicht die Anregung erhalten, nach diesem oder jenem seiner Bücher zu greifen.

Die Schriftleitung.

Aus: St. Pöltner Zeitung, St. Pölten. 67. Jahrgang, Nr. 36, 08.09.1927, Seite 19.

Die letzten Karl May-Jahrbücher.

Ein literarischer Spaziergang von Rudolf Woitek.

Wie Gerhart Hauptmann, dessen Vorfahren arme Webersleute waren, in seiner Jugend – als schwere Schicksalsschläge seinen wohlhabenden Vater getroffen – die trüben Schwestern Sorge und Not kennen lernte, so war es schlimmer noch bei Karl May, dem sie überhaupt die steten Begleiterinnen seiner freud- und sonnenlosen Jugend gewesen.

Aus schnapsdurstiger, zotenerfüllter Welt des tiefsten sozialen Elendes, beschwert durch einen Wust höchst zweifelhafter Lektüre, kam der begabte junge May ins Lehrerseminar. Der Wunsch seines Vater, des armen Webers, dem es nicht gelungen, sein eigenes Sehnen nach Höherem zu verwirklichen, wurde erfüllt: er sollte sehen, daß es seinem Sohne besser glückte; Karl May wurde Lehrer und erhielt seine erste Anstellung in Glauchau, kam aber bald nach Alchemnitz. Dort mußte er zufolge seiner ärmlichen Verhältnisse sein Zimmer mit einem Fabriksbuchhalter teilen, von dem er sich eine Taschenuhr zu leihen nahm. Als May auf Weihnachtsferien zu seinen Eltern fuhr, vergaß er es, die Uhr zurückzustellen. Der Buchhalter erstattete die Diebstahlsanzeige; die Gendarmen verhafteten May und dieser tat in begreiflicher Bestürzung und Angst das Ungeschickteste, was er tun konnte, er versteckte die Uhr, die er bei sich trug, wodurch er sich selbst belastete und er wurde zu 6 Wochen Arrest verurteilt. Damit war seiner Laufbahn als Volksschullehrer ein Ende gesetzt und damit begann der Leidensweg, der ärgste, auf den ein Gebildeter geworfen werden kann.

Krankhafte Seelenzustände, hochgradige Hysterie, deren Keime wohl schon in den trostlosen Jugendverhältnissen zu suchen sind, stellten sich ein und eine in dieser Zeit im Unterbewußtsein begangene Handlung – May kaufte Zigarren, ohne sie zu bezahlen – trug ihm 4 Jahre Gefängnis ein, ein Jahr wurde ihm später zufolge seiner ausgezeichneten Führung nachgelassen.

Noch einmal gewannen die bösen Mächte Oberhand und nochmals wurde May, dessen krankhafte Zustände immer schrecklicher wurden, rückfällig und nun zu 4 Jahren Zuchthaus verurteilt. Wir, die wir heute unsere Rechtspflege durch eine tiefschürfende Kriminalpsychologie gemildert und unterstützt – und manchmal selbst Mörder freigegeben sehen –, erschrecken vor der drakonischen Strenge jener Urteile.

In der Stille der Einzelhaft, die May selbst sich erbat, begann er den mühsamen Aufstieg zu sittlichen Höhen. In unermüdlichem Kampfe um seine seelische Befreiung brachte er die bösen Stimmen in seinem Innern zum Schweigen und unter dem Drucke seiner Seelenqualen entstand der große Plan, in

schriftstellerischen Werken dem Volke, allen Menschen den Weg zu zeigen, der „aus Seelenleid zur Daseinsfreude, aus niederem Triebleben zu Seelengröße, vom niederen Gewaltmenschen hinauf zum Edelmenschen führt“. Außer seiner täglichen Anstaltsarbeit oblag er nun dem Studium von fremdsprachigen Unterrichts-, von psychologischen und Reisewerken. Aber von größerem Wert, als ganze Stöße von gelehrten Büchern war ihm – wie er selbst erzählt – der Umgang mit dem katholischen Anstaltskatecheten Kochta. Ihm hat er in seinen erschütternden Selbstbekenntnissen, Band 34, ein leuchtendes Denkmal gesetzt. Ich lasse auszugeweiht folgen:

„Nie sprach er über konfessionelle Dinge mit mir. Er hielt mich für einen Protestanten und machte nicht den geringsten Versuch, auf meine Glaubensanschauung einzuwirken. Grad dieses sein Schweigen war so beredt, denn es ließ seine Taten sprechen und diese Taten waren die eines Edelmenschen, dessen Wirkungskreis zwar ein kleiner ist, der aber selbst das Kleinste groß zu nehmen weiß. Ich hatte nie katholische Kirchenlieder gespielt; jetzt lernte ich sie kennen. Was für Orgel- und sonstige Musikstücke bekam ich in die Hand! Ich hatte geglaubt, Musikverständnis zu besitzen. Ich Tor! Dieser einfache Katechet gab mir Nüsse zu knacken, die mir sehr zu schaffen machten. Was Musik eigentlich ist, das begann ich erst jetzt zu ahnen, und die Musik ist nicht etwa das allergeringste Mittel, durch welches die Kirche wirkt. Der katholische Pfarrer kam nur dann zu mir, wenn eine besondere Feststellung in Beziehung auf die Orgelbegleitung nötig war. Er sprach nur das Allernötigste, über Religion gar nicht. Aber wenn er zu mir hereintrat, war es stets, als ob bei mir die Sonne zu scheinen beginne. Solche Sonnenmenschen sind selten ... Ueber den Unterschied zwischen dem protestantischen und dem katholischen Gottesdienst gehe ich hinweg, aber jeder vernünftige Mensch wird es für ganz naturgemäß und selbstverständlich halten, daß ich nicht vier Jahre lang an dem letzteren teilnehmen, ja sogar aktiv an ihm beteiligt sein konnte, ohne von ihm beeinflußt zu werden. Wir sind doch keine Steine, von denen alles Weiche abprallt! Und sogar dieser Stein wird warm, wenn der Sonnenstrahl ihn trifft. Und diese Gottesdienste waren ja Sonnenstrahlen! Es liegt noch heut' eine unendliche Dankbarkeit für diese Wärme und diese Güte in mir, die sich meiner annahm und keinen einzigen Vorwurf für mich hatte, als alles andere gegen mich war. Ich habe sie gesegnet bis auf den heutigen Tag und werde sie segnen, so lange ich lebe ...“

Unauslöschlich war – so sehen wir – die wunderbare Wirkung, die die lichtdurchflutete Schönheit des Gottesdienstes, die siegreiche Gewalt der Lehrer unserer katholischen Kirche auf May ausübten und in der bewundernswert einfachen, aber glaubenstiefen und echten Religiosität, die alle Bücher Mays durchzieht, wiederum zutage trat. Hielt man doch May, den Evangelisch-Lutherischen, immer für einen Katholiken (übrigens meines Erachtens nicht mit Unrecht; in seinem Innern war er es und wenn er es äußerlich nicht durch öffentlichen Uebertritt bekundete, lag dies sicherlich nur in der leicht zu begreifenden Furcht, daß seine erbarmungslosen Gegner auch diesem Schritt unlautere Beweggründe unterschieben würden).

Es war, als ob die himmlischen Mächte selbst das Streben dieses Ringenden fördern möchten, so heftete sich ungeahnter Erfolg gleich zu Beginn an die ersten Schritte des werdenden Volksschriftstellers und seine Arbeiten fanden nicht bloß Anklang, sie lösten allenthalben ungeteilte Bewunderung aus. Vor mir liegt der Auszug eines Briefes, den Peter Rosegger am 12. Juli 1877 an seinen Förderer und Freund Robert Hamerling gerichtet und den der May-Verlag erst vor kurzem entdeckte. Rosegger schreibt:

„Vor kurzem erhielt ich von einem Herrn Karl May, Redakteur in Dresden, für meinen „Heimgarten“ eine Erzählung: „Die Rose von Kahira, ein Abenteuer aus Aegypten“. Diese Geschichte ist so geistvoll und spannend geschrieben, daß ich mir gratuliere. Hätten Sie, Herr Professor, vielleicht zufällig den Namen Karl May schon gehört, oder wüßten, welches Blatt er redigiert? Seiner ganzen Schreibweise nach halte ich den Verfasser für einen vielerfahrenen Mann, der lange Zeit im Orient gelebt haben muß ...“

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Karl May-Jahrbücher.

Ein literarischer Spaziergang von Rudolf Woitek.

(1. Fortsetzung.)

Die erwähnte Erzählung, in der May die Befreiung der Braut seines Bruders Bernhard schilderte, ist in geänderter Form im 1. Bande („Durch die Wüste“) enthalten.

Bald darauf begannen die Reiseerzählungen im Deutschen Hausschatz und deren Buchausgabe bei Echsenfeld [sic!] zu erscheinen. Der Erfolg war ein beispielloser. Jung und alt erquickte sich an diesem Jungbrunnen der Romantik, in Hütte und Palast erlebte man in gleicher Begeisterung die Heldenfahrt mit, die die Idealgestalt Old Shatterhands im wilden Westen, oder Kara ben Nemsi im märchenumwobenen Orient vollbrachte. Was keinen Vorschriften und Bemühungen der maßgebenden Stellen und Kreise gelungen war, bewirkten die Schriften von Karl May im Handumdrehen: das Verschwinden der so verbreitet gewesenen, blutrünstigen und meistens blödsinnigen Zehn-Kreuzer-Indianerbüchel – der Schundliteratur. Wer nur einen einzigen Band von May gelesen, griff nicht mehr zurück auf jenen Schund, der im losen Abenteurergewande nur den Zweck verfolgte, die rohen Instinkte zu wecken und oft nur die Sinneslust aufzupeitschen. Wer vermöchte es, nur angesichts dieser einzigen, feststehenden Tatsache, den sittlichen, erzieherischen Wert der Bücher Mays hinwegzuleugnen?

Die heranwachsende Jugend des gesamten deutschen Volkes hing an May mit jener feurigen, schwärmerisch hingebungsvollen Begeisterung, deren eben nur die Jugend fähig ist und sie hat es nicht zu bereuen gehabt; sie fand an ihm in der für Leib und Seele gefahrbringenden Zeit der sexuellen Nöte einen treu behütenden Freund, dessen merkwürdige Werke, vollständig frei selbst von jeglicher erotischer Andeutung, durch Auslösung und Anspannung aller anderen edlen Triebe, den geschlechtlichen Trieb selbsttätig, unspürbar, wohltuend ausschaltete. Auch in der ihm anhaftenden religiösen Sturm- und Drangperiode fand der grüblerische, zweifelsüchtige, gärende Geist der nach Wahrheit ringenden Jugend in seinen Büchern nicht das auf schwankendem Boden errichtete Kartenhaus des Gottesleugners, nicht die „morsche Stütze abtacklungswerter Religionsduselei“, sondern den lebensgrünen, festen Stab eines ohne Scham froh betonten, offen bekannten, werktätigen Christentums.

Ach! wohnte in uns allen, die wir und Christen heißen, der furchtlose Bekennermut, die Liebe zu allen Geschöpfen, die seine Bücher (ich sage absichtlich) „predigen“, dann hätte die Lehre der göttlichen Liebe schon lange die ganze Welt besiegt und diese wäre ein Garten Gottes auf Erden!

Auch dieser eigenartige Mann, dessen Seele sich in der Sehnsucht nach Edlem, Schönem und Gutem verzehrte und darin schwelgend, sich in seinem schriftstellerischen Erleben auslebte, war erfüllt von Scham und krankhafter Angst. Von Scham über seine, übrigens weit über das Gesetzesmaß hinaus gesühnten und getilgten Jugendtaten; von quälender Angst vor der schrecklichen Stunde, in der eine mitleidlos rohe Hand den Schleier von seiner sorgfältig gehüteten Vergangenheit reißen könnte. Und diese Stunde kam in voller, fürchterlicher Erbarmungslosigkeit. Indem sie kreischend die menschlichen Schwächen Mays ans Tageslicht zerrte, enthüllte sie jedoch auch in blutigem Hohn den ethischen Tiefstand eines Großteils der menschlichen Gesellschaft und ihre trostlos erschreckende Lieblosigkeit und schlug mit geballter Faust nach der Wahrheit des Bibelwortes, daß über einen Sünder, der Buße tue, mehr Freude sei, denn über 99 Gerechte.

Daß May aus jenem jahrelangen, zermürbenden Kampf um seine bürgerliche und schriftstellerische Existenz nach jeder Richtung hin als Sieger sich behaupten konnte und nicht physisch und psychisch zusammenbrach, ist noch weit bewunderungswerter, als sein Achtung erzwingender Aufstieg. So gewaltig war die reine Willenkraft dieses Dichters, daß er jetzt noch – oder erst noch den Flug nach den Höhen Dschinnistans, ins geistige Hochland unternahm und seine Leser mitreißen wollte. Seine letzten Schöpfungen legen hievon Zeugnis ab. Mit Wehmut und Rührung ersehen wir aus denselben, daß die häßliche Hetze, wenn sie den Dichtergeist nicht zu brechen vermochte, so doch den kraftfrohen, kühnen Schlag seiner Schwingen hin und wieder lähmten; überall schwingt die leise Klage über das Verkennen seines Wirkens und Wollens durch und manche dieser Bücher sind im Grunde genommen nur selbstanklagende Rechtfertigungsschriften in symbolischem Gewande.

Nur ein kleines Beispiel, das den beklagenswerten Druck klar erkennen läßt, der nun manchmal auf seinem Schaffen lag. May war, wie die meisten Dichter es sind, eine musikalische Natur von beträchtlicher

Begabung, was schon aus seinem im Gleichmaß, flüssig dahingleitenden Stil, der stellenweise durch geheimnisvoll schwingenden Wohlklang die verwandten Saiten im Innern des Lesers zum Mitklingen bringt, zu erkennen ist und hat sich auch zeitweilig als Komponist betätigt.

Welch köstliche, der wunschfrohen Erwartung des Lesers entgegenkommende Episoden schuf unser liebenswürdiger Fabulierer, wenn er die idealisierte Verkörperung seines geistigen Ich, den in allen Künsten und Wissenschaften gleich unüberwindlichen Kara ben Nemsî im Orient (Old Shatterhand im Okzident), dem staunenden Türken, der die Kunst des Klavierspiels mit den Fäusten und zur Schonung derselben gar mit dem Stimmhammer auszuüben pflegte, durch seine Fertigkeit zu staunendster Bewunderung brachte. Oder, wenn er – wie in seiner Reiseerzählung „Am Rio de la Plata“ – dem Organisten zu Montevideo, der die weihevollen Kompositionen von Palestrina so schmählich verdarb, zuerst das unverständige Registrieren ausbesserte und schließlich selbst auf der Orgel, seinem Lieblingsinstrument, ein „schönes, liebliches Vorspiel, die Melodie kräftig und schließlich eine Fuge mit allen Stimmen und Kontrapunkt“ losließ, so daß im Schiffe der Kirche nach dem Gottesdienste noch alle Leute verblieben und May noch eine Fuge zugeben mußte.

Wie anders dagegen in seinem späteren Werke (2. Band Ardistan und Dschinnistan), wo May (unter Nachwirkung des gegnerischen Vorwurfes der lügenhaften Aufschneiderei u. a. m.) erklärt, die atemlose Stille nach seinem Orgelspiel, von der ihm dann berichtet wurde, sei nicht etwa die Folge seiner Kunst und Fertigkeit gewesen, mit der sei es nicht weit her und er beeilt sich noch hinzuzufügen, daß er seine Fertigkeit verloren habe und tüchtiges Einüben von seiner Seite aus sehr notwendig gewesen sei, weil er kaum so gut zu spielen vermöge wie in Deutschland jeder gute Dorfkantor oder Dorfschulmeister spielen könne. Er würde – heißt es weiter – den Orgeldienst gern einem anderen, Besseren überlassen haben, doch sei ein solcher eben nicht vorhanden gewesen. Was spielte hier unser May? Das große Halleluja von Händel, dann Beethovens „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“, schließlich die Begleitung zu einem Lobgesange mit dem Texte des 103. Psalmes.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Karl May-Jahrbücher.

Ein literarischer Spaziergang von Rudolf Woitek.

(2. Fortsetzung.)

O du lieber, guter, de- und wehmütiger Old Shatterhand in Sack und Asche! Wohin ist die Schärfe deines Tomahawks, die Treffsicherheit deines Henrystutzens und die blitzgleich fallende Kraft deiner Faust geraten – die dir die Welt erobern halfen? – – –

Gaben die erster Werke der himmelstürmenden Jugend den frohen, christlichen Heldenmut, so brachten die Alterswerke dem gereiften Manne die göttliche Seelengröße des Edelmenschen dazu. Und der Kampf des Guten mit dem Bösen, das wesentliche Grundproblem all seiner Bücher, führte schließlich auch in diesem wunderbaren Doppelleben des empirischen und geistigen Ichs, hervorgerufen durch höchste, aus Schmerz und Sehnsucht geborene dichterische Gestaltungskraft, zum lichtumflossenen Sieg des Edlen, Schönen, des Guten! Wenngleich das Lebenswerk Karl Mays, dieses bedeutenden Romantikers, unvollendet geblieben ist, so hat er doch dem deutschen Volke, dessen treuer Sohn er gewesen, Gaben von dauerndem Werte geschenkt; seine epische Abenteurfahrt „Im Schatten des Padaschah“ (Band 1–6), dann sein „Winnetou“ (Band 7–9) werden sich behaupten, so lange es noch eine seelengesunde, empfängliche, tatenfrohe, deutsche Jugend geben wird!

Um die Ehre des Toten zu schützen, Unbekanntes aus dem Leben und Schaffen des Dichters ans Licht zu bringen und seinem Werke in aller Ungeschminktheit die gerechte Würdigung zu verschaffen, wurde 1918 das Karl-May-Jahrbuch begründet.

Wir haben seinerzeit die ersten sechs Jahrbücher in diesem Blatte gewürdigt und wollen nun die letzten drei, von 1924–1926, einer kleinen Besichtigung unterwerfen.

In die Einleitungsschrift zum Jahrbuch 1924 nimmt Studienrat Dr. Max Finke Stellung zu Sperre und Bann der Schulbüchereien gegen die Werke Mays u. tut dies in sachlicher, unanfechtbarer Weise. Jeder vorurteilsfreie Erzieher wird dem Studienrat beipflichten, wenn er sagt:

Die Entwicklungszeit hat Bedürfnis nach Rausch und Aufschwüngen. Wir können ihre Gewalten nicht in literarische Schutzhaft nehmen, sie nicht verharmlosen, vernüchtern. Jugend ist Trunkenheit ohne Wein. Lassen wir sie an dem Quell: Karl May. Der Erzieher mag nur verständnisinnig, mitfühlend dem allzujachen Trinker über die von natürlichen Entwicklungsfiebern glühende Stirn besänftigend fahren und sorgen, daß der Trinker nicht über den Durst und nicht überstürzt ein Getränk zu sich nehme, das gesund und unbekömmlich [sic] ist. Der erdkundliche Unterricht wird mit Vorteil Mays Bücher zur begleitenden Hauslesung verwerten. Seinen stillen Anspruch, daß man ihm die keck angemäße Sachverständigkeit auf allen Gebieten des Konversationslexikons einschließlich seiner rein äußerlichen Vielsprachigkeit glauben möge, beantworte ich nicht mit dem Bannfluch des Lehrers und Erziehers – das Anathema ist hier zu feierlich – nein, ich finde solche Flausen ziemlich unschuldig, harmlos, ungefährlich; ja, da May vielfach an gute Quellen und Vorlagen geraten ist, erfährt der Schüler viel Richtiges, Nützliches und durchaus Stichhaltiges; jedenfalls werden Farben und Stimmungen fremder Schauplätze nicht übel getroffen, wenn auch volksseelenkundlich May keinen Führer abgeben kann. Die Erd- und Völkerkunde wird dem Schüler bei May erst einmal zum atemversetzenden Erlebnis. Hier muß der Lehrer anknüpfen. Den Rahmen der Einbildung kann er nunmehr versehen mit zuverlässigen Kenntnissen. Aehnlich der Religionslehrer, wenn er etwa den Islam gegen das Christentum zu verabständigen hat. Die Einfühlung Mays gerade in die Weltanschauung und die Glaubens- wie Aberglaubensformen des Islams, ja selbst seine Sachkunde auf den zugehörigen Schauplätzen werden von Sachkennern immer wieder gelobt. Schließlich verweist Dr. Finke darauf, daß selbst eine strengen Maßstab fördernde Zeitschrift, wie der „Pharus“, kath. Monatsschrift für Orientierung in der gesamten Pädagogik (Auer, Donauwörth) 1919, den Wert Mays als Jugend- und Volksschriftsteller rühmend hervorhebt, ebenso wie das Handbuch für Jugendkunde und Jugenderziehung, herausgegeben vom geistl. Rat Prof. Dr. Jakob Hoffmann (Herder, Freiburg), in welchem dieser auch als Religionslehrer bewährte Schulmann mitteilt, daß er seit 30 Jahren in der Schule die besten Erfahrungen mit May gemacht habe.

Dem gehässigen Gerede vom „Jugendverderber“ Karl May setzt der veröffentlichte Briefwechsel Mays mit einem Jungen, Herbert Friedländer, Berlin, unerbittlich ein Ende. Niemand wird sich der Seelengröße Mays verschließen können, wenn er die Antwort liest, die May dem Judenknaben gegeben, der ihm

mitteilte, daß er durch die Bücher Mays bewogen werde, zum Christentum überzutreten.

Unter der Ueberschrift „Karl Mays sittliche Großtat“ befaßt sich der bekannte, große Schulerneuerer Deutschlands, Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, mit einer Schrift Dr. Karl Nötzels: „Das Verbrechen als soziale Erscheinung“. Nötzel stellt darin die auch begründete Behauptung auf, daß der Verbrecher, der heute unser Opfer ist, noch unser Erzieher werden könne. Dr. Gurlitt weist nun auf May hin, den man höhnisch den „Verbrecher als Erzieher“ genannt, der aber durch seinen siegreichen Aufstieg zu höchsten Lebensaufgaben, durch gewaltige Arbeiten zur eigenen und der Menschheit Veredlung eine sittliche Großtat vollführte. May war nie ein Verbrecher, aber man stempelte ihn dazu. Aus dem Schmerz über die ungerechte, entehrende Strafe – das war sie nach dem Urteil psychiatrisch geschulter Rechtsgelehrten – hat May sich emporgerungen und das Recht erworben, ein Volkserzieher größten Stils zu sein. Dr. Gurlitt schließt seine ausgezeichneten Ausführungen mit folgenden, für uns Oesterreicher bemerkenswerten Sätzen: „Es beweist wenig Klugheit der sozialistisch gesonnenen Hamburger Lehrer, daß sie – ohne jeden Erfolg! – Karl Mays Schriften auf den Index zu setzen suchten. Sie hätten erkennen müssen, daß er einer der wirksamsten Vorkämpfer edler sozialer Ideale ist. Daß nun gar der sozialistische Stadtrat von Wien in denselben Fehler verfallen ist, obgleich doch inzwischen die Wertung Mays einen starken Umschwung zum Guten erfahren hatte, das beweist der Mit- und Nachwelt nur, daß der Parteifanatismus ihn völlig blind gemacht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Aus: St. Pöltner Zeitung, St. Pölten. 67. Jahrgang, Nr. 38, 22.09.1927, Seite 21.

[Gurlitt-Zitat endet erst in Fortsetzung 3]

Die letzten Karl May-Jahrbücher.

Ein literarischer Spaziergang von Rudolf Woitek.

(3. Fortsetzung.)

Sie kommen mir vor wie Irre, die ihren Arzt erschlagen; denn der richtig verstandene May ist einer der wirksamsten und vorbildlichsten Sozialisten, freilich der Edel-, nicht der Radau- und Rauf-Sozialisten. Ich lese mit Vergnügen, daß sich die österreichische Schuljugend um die Verfemung Mays nicht kümmert und dem weisen Stadtrat zum Trotze nun erst recht seine Schriften liest. Die Menschlichkeit lernt nichts aus der Geschichte und wird nicht klüger: Kaum sind die einen Tyrannen gestürzt, so ziehen die neuen ein und treiben die Tyrannei noch toller. Immer wieder derselbe Mißbrauch physischer Gewalt! Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre.[“] Welch tiefe Menschenkenntnis besitzt dieser Gelehrte von Weltruf und wie richtig schätzt er unsere Sozialdemokraten ein!

Dr. Konrad Günther macht uns mit dem Leben eines der berühmtesten Afrikaforschers, des Deutschen Gerhard Rohlfs bekannt, das in seiner romanhaften Abenteuerlichkeit an Kara ben Nemsi erinnert. Derartige Aufsätze bilden eine wertvolle Bereicherung und Ergänzung der May-Jahrbücher.

Franz Kandolf, Kaplan in München, einer der treuesten Mayfreunde und –forscher, bringt die Unterlagen, die May dazu dienten, um seinen köstlichen Krüger-Bei und den „Vater der Fünfhundert“ zu schaffen; wenn beide auch tatsächlich gelebt haben, so hat der Dichter sie doch in ihrer eigenartigen Gestalt, in der sie uns in seinen Werken begegnen, neu geschaffen. Kandolf, selbst eine Persönlichkeit von starker dichterischer Eigenart, kommt hinsichtlich der Art des Schaffens von Karl May zu dem Schluß, daß er wirklich Erlebtes und in der Phantasie Geschautes, Geschichtliches und Erdichtetes miteinander verwoben und in Zusammenhang gebracht habe, und die Gestalten seiner Romane deshalb hinzunehmen seien als Wahrheit und Dichtung.

Ein folgender Aufsatz über den weißen Schulmeister der Apachen, Klekih-petra, vermittelt wohl keine stärkeren Eindrücke mehr, als jeder beim Lesen dieser Schilderung selbst empfunden. Dem Schriftsatz „Die Kukluxa“ von Kooperator Josef Höck wäre noch beizufügen, daß May in seiner Scout-Novelle (Winnetou II) das Wesen und Treiben der ersten Kukluxer bis auf die Vermummung sogar, zeitgemäß richtig gezeichnet hat. Wir brauchen nur nachzulesen, was Ernst von Hesse-Wartegg, ein gewissenhafter Schilderer und Kenner der amerikanischen Verhältnisse aus eigener Erfahrung und Beobachtung heraus, in seinem zweibändigen Werke „Tausend und ein Tag im Okzident“ hierüber berichtet:

„Die verbreitetste und gefürchtetste der geheimen Gesellschaften dieser Art war unzweifelhaft der zur Zeit des großen Sklavenkrieges entstandene „Kuklux Clan“. Die Mitglieder dieser über fast alle Südstaaten verbreiteten Gesellschaft trugen eine eigene, an die spanische Inquisitionstracht erinnernde Vermummung, waren zumeist beritten und übten ihren Beruf zur Nachtzeit aus. Binnen kurzer Zeit waren sie der Schrecken aller vagabundierenden, raubenden und schändenden Neger, aber auch der häufig rücksichtslos hausenden Besatzungen geworden, welche die Unionsarmee in den südlichen Städten zurückgelassen hatte. Die aus schwarzem Stoff angefertigten Anzüge der Geheimbündler wurden „Leichentuch“ genannt. Das Material dazu wurde zur Nachtzeit von geheimen Boten in die Privathäuser gebracht, und dort von den Frauen und Töchtern der unversöhnlichen Südstaatler zu derlei Vermummungen genäht, die dann ebenso verstohlen wieder abgeholt wurden. Das Geheimnis der Mitgliedschaft des „Kuklux-Bundes“ wurde so streng bewahrt, daß kaum jemals einer von ihnen entdeckt wurde, obschon sowohl die Militärbehörden wie auch die Bundesregierung in Washington durch zahllose Geheimpolizisten nach ihnen forschen ließ. Hatten die Kukluxer irgend eines Gebietes weitere Ausflüge zu unternehmen, so holten sie sich die Pferde für ihren Ritt zur Nachtzeit aus den Stallungen der nächsten Farmer, stellten sie aber pünktlich wieder nach ein oder zwei Tagen ihren Eigentümern zurück. Beschloß irgend eine Behörde etwa mit Militärmacht gegen die Kukluxer vorzugehen, dann paradierten dieselben möglicherweise noch in derselben Nacht in solcher Stärke an der Kaserne vorüber, daß man die geplante Expedition wohlweislich wieder aufgab. Die Hauptziele des Kukluxklans waren zunächst die Entwaffnung der nach dem Sklavenkriege bandenweise im Lande umherziehenden, mordenden und plündernden Neger, die Bestrafung, allenfalls auch summarische Aufknüpfung der Marodeure und notorischen Verbrecher und damit die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse in den Südstaaten. Es war deshalb gerade in der Schreckenszeit nach dem Sklavenkriege, daß der Kuklux sich bald zur gefürchtetsten geheimen Gesellschaft entwickelte, welche die Geschichte eines

Landes kennt. Leider wurden die guten Ziele, welche die Gesellschaft ursprünglich verfolgte, in vielen Fällen nicht eingehalten. Grausame Hinrichtungen und Gewalttaten, an die Zeiten der spanischen Inquisition erinnernd, nahmen immer mehr überhand und während dadurch die Kukluxmänner allmählich ihr gutes Ansehen einbüßten, gewannen mit der Zeit auch wieder die Behörden an Macht und Einfluß. So brach denn endlich der Geheimbund in sich selbst zusammen und verschwand besonders in jenen Gegenden bald, wo er zu willkürlich gehaust, während sich anderwärts ähnliche Vereinigungen unter anderem Namen und bis auf den heutigen Tag erhalten haben oder seither neu gebildet wurden. So können beispielsweise die sog. „Kentucky-Regulators“ in Kentucky, die „Wippers-up“ in Mississippi, die „Vigilants“ in Texas und vor allem die berüchtigten „White-Caps“ in Indiana als entartete Sprößlinge der Kuklux-Leute angesehen werden, Banden von bestialischen, entmenschten „Rowdies“, die in schrecklicher Weise in den genannten Staaten hausen. Ihre Mitglieder, größtenteils der Auswurf der Bevölkerung, schlossen sich den Banden an, teilweise aus Rauflust und Blutdurst, teilweise um in Sicherheit irgendwelche Privatrache auszuüben, zu der sie allein zu feige sind. Ganze Grafschaften werden durch diese Geheimbündler terrorisiert; hoch und niedrig, alt und jung, reich und arm wird nicht verschont, ja selbst an hilflosen Frauen vergreifen sich diese Halunken. Am schlimmsten hausen, wie gesagt, bis auf die jüngste Zeit, die „White Caps“ oder „Weißmützen“ in Indiana, die ihre Namen von den weißen Leinwandkappen und Mützen, Masken erhielten, mit welchen sie sich ver mummen. So erschienen sie in Banden von sechs bis zwölf Mann zur Nachtzeit auf einsamen Höfen oder in kleinen Ortschaften, überfallen die Ahnungslosen vielleicht im Schlafe und über ein schreckliches Rachegericht.“

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Karl May-Jahrbücher.

Ein literarischer Spaziergang von Rudolf Woitek.

(4. Fortsetzung.)

Wie prächtig May arbeitete und in die Handlung seiner Erzählung in bewundernswerter Feinheit alles Wichtige des Geschehens verwob, ersehen wir, wenn wir nun vergleichen, was er im Winnetou, Band 2, hierüber schreibt:

„ ... In Texas treiben jetzt Leute ihr Wesen, welche gern im Trüben fischen, allerhand nutzloses oder gefährliches Gesindel, dessen Herkommen und Lebenszweck man nicht kennt. Man hört allerorts von Gewalttaten, von Ueberfällen und Grausamkeiten, deren Veranlassung niemand kennt. Die Täter verschwinden spurlos, wie sie gekommen sind, und die Polizei steht dann den Tatsachen völlig ratlos gegenüber.“ – „Sollte es sich etwa um den Ku-Klux-Clan handeln?“ fragte Old Death. – „Das haben viele gefragt, und in den letzten Tagen sind Entdeckungen gemacht worden, welche es wahrscheinlich machen, daß man es mit dieser Geheimbande zu tun habe. Vorgestern hob man unten in Halleysville zwei Leichen auf, denen Zettel mit der Inschrift „Yankee-Hounds“ angeheftet waren. Drüben in Shelby wurde eine Familie fast tot gepeitscht, weil der Vater derselben unter General Grant gedient hat. Und heute habe ich erfahren, daß drunten bei Lyons eine schwarze Kapuze gefunden worden ist, auf welche zwei weiße, eidechsenartig geschnittene Zeugstücke aufgenäht waren.“ – „Alle Wetter! Solche Masken tragen die Kukluxer!“ – „Ja, sie hängen sich schwarze, mit weißen Figuren versehene Kapuzen über das Gesicht“ ... usw. –

Nach einer Reihe weiterer Aufsätze, von denen „Karl Mays Schreibart“ verdient, hervorgehoben zu werden, führt uns Karl Budde durch die Alkali-Wüste von Wyoming bis an die Grenze, wo das Reich Old Shatterhands und Winnetous beginnt. Von Budde stammen auch die für May-Leser wertvollen amerikanischen Landschaftsbilder: Mount Winnetou, der Herzsee Winnetous, die Windriverberge, die Gros-Ventre-Berge, der Green River u. a. m. Derartige Schriftsätze wirken durch ihre einfache lebendige Darstellung erquickend, und wäre es wünschenswert und für die Leser erfreulich, wenn man die trotz ihrer literarischen Güte schließlich und endlich ermüdend wirkende Reihe von unverdrossen unseren armen May aufs schrecklichste zergliedernden Artikel durch ähnliche Arbeiten, die sich trotzdem wertbildend in den Rahmen der Mayforschung fügen, unterbräche.

Der 1922 erfolgte Tod des Ferdinand Avenarius, des bekannten Herausgebers des Kunstwart, weckt die Erinnerung an die Anfeindungen Mays durch Avenarius, und gibt der Leiter des May-Verlages, Dr. Schmid, einen literaturgeschichtlich wertvollen Rückblick über die Kämpfe mit diesem erbitterten Gegner. –

Das achte Jahrbuch, 1925, setzt mit dem Geleitwort Dr. Schmid ein, der seinem Mitherausgeber, dem im Alter von 35 Jahren verstorbenen Studienrat Dr. Max Finke, einen verdient ehrenden Nachruf hält.

Anregend ist die Schilderung Kandolfs, wie Jahrbuchaufsätze entstehen. Darin werden Dinge allerdings nicht gelöst, aber doch berührt, die jedem May-Verehrer schon längst aufgefallen sind; daß z. B. der im Besitze Mays befindliche Henrystutzen nicht dem Bilde entspricht, das May in seinen Büchern gegeben. Die richtige Lösung wird wohl die sein, daß May wohl irgendwo von einem Henrystutzen hörte oder las (und aus seiner Phantasie heraus „seinen“ Henrystutzen gestaltete), jedoch erst viel später ein solches Gewehr zur Unterstützung der behaupteten Wahrheit seiner Erlebnisse, erwarb; nicht aber umgekehrt, daß der Besitz dieser Waffen ihn zur Schöpfung seiner abenteuerreichen Erzählungen angeregt habe. Merkwürdig ist, daß May in seinen Schriften derartig unrichtige Schilderungen dieses Gewehres gibt, ein solches daher trotz seiner noch immer behaupteten ersten Amerikareise nicht zu Gesicht bekommen haben mußte, wo schon Gerstäcker in der Schilderung seiner Fahrt mit Generalleutnant W. Tecumseh Sherman, General W. S. Harney usw. zur Commission of pence, Friedenskommission mit den Indianern berichtet (Neue Reisen durch die Ver. Staaten): „Ein höchst malerisches Bild boten aber wir Passagiere dieses einen Güterkarrens, etwa vierzehn Mann an der Zahl und eher einer Räuberbande, als friedlichen Reisenden gleichend. Da war keiner ohne Büchse, und zwar Büchsen von jeder Art und Form, von dem vierzehnmal schießenden Henry-Rifle bis zu der einfachen langen Büchse des Hinterwäldlers herab. Selbst die Beamten der Bahn trugen jeder ihre zwei Revolver im Gürtel. Der Güterkarren glich einem schwerbewaffneten Kriegsschiff, das seine Bahn durch die weite, meergleiche Prärie steuerte, und nicht ganz ohne Grund, denn gerade in letzter Zeit waren auf dieser Strecke häufig von den Wilden Ueberfälle verübt und Menschen getötet worden ... Im

Güterwagen selber befand sich ein alter Trapper, der eine Henry-Büchse mit zerschossenem Kolben trug. Vor vier Tagen erst hatten etwa fünfunddreißig Indianer einen kleinen Trupp von Jägern überfallen. Einer der Kontraktoren der Bahn hatte diese Büchse geführt und fünf Wilde damit erschossen. Als er auf den sechsten anlegte, traf eine Kugel sein Handgelenk, schlug durch den Büchsenkolben und seine linke Schulter und warf ihn nieder. Wenige Minuten später war er skalpiert. In der Tat wurden nichts als derartige Mordgeschichten auf dem Zuge erzählt, und es schien, als ob sich die Eingeborenen dem Weiterbau der Bahn auf das ernsteste widersetzen wollten.“

Der Deutung des Wortes „Winnetou“ = Indianer durch Alfred Stütz, können wir ruhig beistimmen. Finden wir doch eine Menge von Worten bei den Indianerstämmen Nordamerikas die auf den Verkehr mit den französisch-kanadischen Abenteurern zurückzuführen sind, und fragt man – wie Hesse-Wartegg anführt – in Britisch-Kolumbien irgend einen Indianer, welchem Stamm er angehört, so erhält man in zehn Fällen neunmal die Antwort „Siwasch“; der oberflächliche Reisende könnte mit ruhigem Gewissen schreiben, daß der Siwasch-Stamm der verbreitetste ist. Siwasch ist aber nichts weiter als „Sauvage“ (Wilder). So mag auch May einmal die Bezeichnung „Vintu“, französisch geschrieben „Winnetou“ irgendwo hergenommen haben. Merkwürdig ist, daß es durch Jahrzehnte keinem befiel, May selbst um die Bedeutung gerade des Namens seines Haupthelden zu befragen, worüber er in seinen Büchern die Auskunft schuldig blieb, während er alle anderen Vorkommenden erklärte. –

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Karl May-Jahrbücher.

Ein literarischer Spaziergang von Rudolf Woitek.

(5. Fortsetzung.)

Daß die Gestalt Winnetous – wie Kandolf in „Winnetous Tod“ ausführt – nicht aus einem Guß entstanden, der Dichter vielmehr dieselbe stets mehr und mehr vertiefte und veredelte, ist gewiß zutreffend, die öfters aufgeworfene Frage jedoch, ob May einen solchen Indianer gekannt habe, ist schließlich ebenso belanglos, wie der Umstand, ob May tatsächlich vor 1909 in Amerika gewesen sei oder nicht. Und daß May einer wißbegierigen Leserin Geburtsjahr und Todestag Winnetous schriftlich mitteilte, ist ergötzlich, und es ist nur jammerschade, daß unser humorvoller Dichter nicht Ausstellungsort und Datum eines Impfzeugnisses Winnetous beifügte. Wie sagt Peter Rosegger in seinem Tagebuch – wo er auch wiederholt zum May-Prozeß Stellung nahm – über „Wahrheit und Dichtung“? Dem Dichter wird sein Leben ein Roman Im Kern ist allerdings jede dieser Erzählungen wirkliche Wahrheit, bringt ein persönliches Erlebnis, ein Geschehnis, eine Eigenschaft, einen Seelenzustand aus meiner Vergangenheit und ihrem Kreise. Aber poetisch verdichtet, gestaltet und aufgebaut ist alles: Die Zeiten und die Landschaften, die Geschehnisse sind je nach poetischer Laune verschoben. Für mich persönlich ist alles Wahrheit, auch das, was ich nur innerlich erlebt habe. Ja, in der Erinnerung so voll ins Hirn gedrückte Wahrheit ist alles, daß ich gar nicht mehr unterscheiden könnte, was tatsächlich äußeres Erlebnis oder was Seelenerlebnis, was Dichtung ist.

Was – um auf die Gestalt Winnetous zurückzukommen – die Frage betrifft, ob May (der doch auch ein echter Dichter gewesen) tatsächlich eine vorhandene, ihm bekannte Persönlichkeit damit schilderte, ist sie nach dem vorher Angeführten ziemlich mäßig. May hat in seiner Jugend viel gelesen und brauchen wir nur an die damals gang und gäbe gewesenenen Schriftsteller zu denken. Da haben wir vor allem Kapitän Mayne Reid, den kühnen Irländer, der sich jahrelang unter den Indianern umtrieb, dann den weltreisenden Abenteurer Gustav Aimord [sic], dessen Werke nur schwer mehr zu bekommen sind, die ich aber, zu wiederholten Male, auch heute noch lese, und schließlich – er hätte eigentlich zuerst angeführt werden sollen – den weltberühmten Vater des Indianerromans, James Fenimore Cooper. Warum sollte May, der diese zu seiner Jugendzeit im Schwange gewesenenen Schriftsteller kannte, kennen mußte, nicht Anregung aus den Büchern derselben gefunden und geschöpft haben? Mayne Reid dürfte besonders einigen Einfluß auf den werdenden Indianerschilderer May ausgeübt haben. Man denke an die Idealgestalt des Indianers El Sol in den „Skalpjägern“ Mayne Reids, und an die Schilderung dieses Indianers: römische Züge, die schöne Stirne, Adlernase, und starke Kinnlade, und sein Haar, das glänzend schwarz über seine Schultern fiel und fast den Boden berührte. Seine Waffen glänzten metallisch hell und der Schaft seiner Büchse war reich mit Silber ausgelegt und beschlagen (Silberbüchse) – dann die Schilderung seiner Schwester; weiters an Ruben, den ohrlosen Westmann (Sansear) mit seiner Eselsstute von einem Pferde; an Garey mit seinem „Bärentöter“ Nr. 90, ferner an Gode, den Waldläufer, der bei den Indianern gefangen gewesen und auf die Frage, wie es ihm gelungen sei, seinen Skalp zu retten, die allseitiges Lachen erregende Auskunft gab: „Ick nicks wissen. Ick nicks' 'ab Skalplock, was Yankee nennt Haar, mein Skalplock sein Fabrique von Barbier in Saint Louis“ (Sam Hawkens). Anzuführen wäre noch die Schilderung von El Sol, der englisch, französisch spricht, ein Gentleman ist, als Häuptling Gold genug besitzt, die Welt gesehen hat und den Wert des Goldes kennt; schließlich die ergötzliche Geschichte, wie der Kanadier Gode und der Irländer Barney, lüstern nach Alkohol, des Doktors Spiritusfäßchen aussaufen, in dem er Nattern, Eidechsen und den gehörnten Frosch aufbewahrte.

Anzuziehen wäre noch Coopers Held, der schließlich zum Christentum bekehrte Indianer, der sich ganz versauft. Welche Idealgestalt ist dagegen der still bekehrte Winnetou, der in seinem Herzen ein echter Christ geworden! Auch hier müssen wir die ureigentliche, gewaltige Schöpferkraft Mays bewundern, mit der er seine eigenen, neuen, lebenden Gestalten schuf!

Die Abhandlung Friedrich Nietzsche – Karl May halte ich samt den lendenlahmen, zur Besänftigung beigefügten Fußnoten für verfehlt. Was würde übrigens unser lieber, guter, alter May zu dieser Gegenüberstellung gesagt haben?

Gegen die angedeutete Gleichstellung von Dichter und Hochstapler, die beide Illusionisten sind, wie Dr. Wulffen in „Kunst und Verbrechen“ ausführt, wird sich wohl jeder noch normal denkende Schriftsteller

verwahren. Jede Tätigkeit eines schaffenden Künstlers kommt, wenn es sich wirklich um Genialität handelt, aus dem übersinnlichen Unbewußten. Wenn wir tatsächlich glauben sollten, daß sich das im Menschen schlummernde Verbrechen beim Dichter in seinen Schriften ausleben sollte, dann wäre es um den Wert unserer geistigen Güter schlimm bestellt!

Aus bereits früher angeführten Gründen verdient der Aufsatz von Ing. Goebel, „In den Schluchten des Balkan“, wie die früher erwähnten Aufsätze von Bud[ø]je, mit seinen Abbildungen: Wardar-Fluß, Wardar-Bahn und Skipetaren-Heim, als besonders wertvoll bezeichnet zu werden.

Jahrgang 1926. Diesen – auch was Ausstattung betrifft, auf der Höhe der Zeit stehenden Band leitet der neue Mitherausgeber, Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, mit den anerkanntesten Worten über das unumstrittene verdienstliche Wirken Karl Mays ein.

Der in Wien geborene Artist und Indianerforscher Patty Frank, der durch Karl Mays Bücher den Anstoß zu seiner Vorliebe für die Indianer und zu seiner abenteuerlichen Lebenslaufbahn erhielt, hat über die berühmte Indianerschlacht am Little Bighorn (1876), wo General Custer mit all seinen Soldaten von den unter Führung der Oberhäuptlinge Gall und Sitting Bull stehenden Indianern einen schrecklichen Tod fanden, alles zusammengetragen, was er von den noch lebenden indianischen Mitkämpfern über diese grauenhafte und geheimnisvolle Schlacht erfahren konnte. Gleichfalls eine Arbeit von besonderem geschichtlichen Interesse.

(Schluß folgt.)

Die letzten Karl May-Jahrbücher.

Ein literarischer Spaziergang von Rudolf Woitek.

(Schluß.)

Zu der anregenden Abhandlung „Spaltung des Ich“ soll nur bemerkt werden, daß die die Seelenkunde betreffenden Stellen bei May im Zusammenhalt etwas unklar, undeutlich, verschwommen sind. Die Schriften du Prels, Deleuzis, Dessoir's Doppel-Ich u. a. m. sind ihm sicher ferne gelegen. Zu Absatz 3, Ich-Spaltung in den Werken, könnte man schließlich nach May'scher Einstellung zur Seelenkunde ganz mit Recht annehmen, daß die Gestalt Halefs nichts anderes sei, als die aus der Spaltung des Edelmenschen Karaben Nemsis entstandene, mit allen Fehlern des gewöhnlichen Menschen May, wie Ueberhebung, Eitelkeit, Zorn, Aufschneiderei usw. behaftete Hälfte. Diese Deutung macht auch die von May gegebene Erklärung glaubhaft und verständlich. Sagt er doch (Bd. 34): „Und dieser Hadschi Halef ist meine eigene anima. Indem ich alle Fehler des Hadschi beschreibe, schildere ich meinen eigenen und lege also eine umfassende Beichte ab.“ Aufmerksame May-Leser haben dies schon längst herausgefunden gehabt und es ist unnötig, nachzusuchen, welches Vorbild May zur Gestaltung seines köstlichen Hadschi diente. In der Tatsache, daß May, der mit seinen Gestalten lebte, sprach, lachte und weinte, mit ihnen Zeit seines Schaffens verwoben war, und es absolut nicht über sich brachte, Halefs Tod schriftstellerisch zu verwerten, liegt eigentlich bloß der folgerichtige Beweis für obige Annahme.

Tono Kaiser hält unerbittliche Abrechnung mit Dr. Oskar Maar, der in der „Schulreform“, herausgegeben von Ministerialrat Viktor Fadrus (dessen Streben und Wirken in der „St. Pöltner Zeitung“ Nr. 7, 1927, gekennzeichnet wurde) und Karl Linke, einen überaus abfälligen Artikel „Karl May und der deutsche Geist“ erscheinen ließ.

Den in den May-Jahrbüchern abgedruckten, von Schülern geschriebenen Aufsätzen über Karl May oder dessen Bücher, lege ich keinerlei Bedeutung bei. Weiß ich doch aus eigener Erfahrung, daß der unreife, noch charakterschwankende Junge ein scharf ausgeprägtes Feingefühl dafür hat, was sein Lehrer gern, und was er nicht gern habe. Ich bekenne reumütig, daß ich als unreifer, aber „wiffer“ Junge im Gymnasium es genau so machte und bei dem betreffenden Professor hauptsächlich deshalb, weil ich bei jeder sich bietenden Gelegenheit in Deutsch und Geschichte Felix Dahn – den er über alles erhob und verehrte – zitierte, die besten Noten erhielt, ohne sie (was ich heute genau zu beurteilen weiß) ehrlich verdient zu haben!

Viel wertvoller wären Ergebnisse, wie ich sie zum Beispiel in freundschaftlich-vertraulichem Verkehr, ohne den Aelteren, Erfahreneren oder den Lehrmeister herauszukehren, mit Bürgerschülern oder Studenten gewann. Ist der Bub vom Lehrer beeinflusst, dann liest er zwar (ohne es zugeben zu wollen, leidenschaftlich) Karl May, aber sein Urteil ist häßlich, weil bloß nachplapperisch; er schimpft in altkluger Weise, als wenn er die May-Hetze als führende Persönlichkeit im gegnerischen Lager mitgemacht hätte – während unverfälschte, schon mehr charaktvollere Jungen, wenn auch beeinflusst, auftauen, und diese gesunden, kräftigen, tatendurstigen Jungen geben sich ganz dem Zauber dieser eigenartigen schriftstellerischen Persönlichkeit hin: und was wäre ein schöneres Zeugnis für die Gestaltungskraft eines Künstlers – sie glauben an ihn, fast wie an die Bibel. Aus solchen nicht angekränkelten, echten Jungen aber erwachsen uns, wen[n] schon nicht die angestrebten Edelmenschen, so doch sittlich starke, energische, ehrenhafte und gefühlvolle Männer, die wir heute brauchen, mehr denn je! –

Es ist weiter befremdlich, weshalb in den Jahrbüchern über Urteile aus dem Volke hinsichtlich der sogenannten Münchmayer-Romane fast nichts zu finden ist. Ich habe während meiner Dienstzeit im Weltkrieg gerade derenwegen immer hingehorcht und nachgespürt und was glaubt Ihr, daß ich erfahren? Uebereinstimmend haben sich alle – die ersten sechs Bände der Reiseerzählungen ausgenommen – nur für diese Romane erklärt. Nur diese machen den wirklichen Volksschriftsteller May aus; sie geben in phantasiereichster Form, in köstlichster Darstellungsweise alles, was das Sehnen, Wünschen, Hoffen und innere Erleben des Volkes will.

Wie Schmid berichtet, sind nun endlich einmal diese zu Unrecht verschrieenen, weil mutwillig von fremder Hand verfälscht gewesenen Werke daran, in die Gesamtausgabe aufgenommen zu werden, und ist bereits die richtiggestellte Neuausgabe des „Waldröschen“ erschienen, auf die ich jedoch heute, wo mir nur die alte Ausgabe bekannt ist, nicht näher eingehen kann.

Ergänzungen unvollständiger oder nicht befriedigend abschließender Werke sind selten von Dauer; man denke an Schiller, Rosegger (Des ewigen Lichtes 2. Teil), Schraders Radetzky u. a. m. Daher man die Ankündigung der Ergänzungen unvollendet gebliebener Werke Mays mit gemischten Gefühlen zur Kenntnis nimmt. Kaplan Kandolf hat zwar mit bewunderungswertem Geschick in seinem Buche „In Mekka“ die May-Erzählung „Am Jenseits“ ergänzt und abgeschlossen, doch ist es damit bei einer Jugendschrift – allerdings einer von den besten, die in keinem mayfreundlichen Hause fehlen sollte, – geblieben. May hat nach meiner Ueberzeugung in dem Buche „Am Jenseits“ das Beste und Höchste gegeben und, nachdem seine Kraft durch die menschenunwürdigen Angriffe zwar nicht gebrochen, aber doch in andere Bahnen gelenkt wurde, mochte er vielleicht fühlen, daß er das in diesem Bande Geleistete nicht mehr zu überbieten vermöchte. Eine gestaltende Kraft, wie Kaidolf [sic], sollt sich übrigens – es wäre vielleicht dankenswerter – in eigenen Schöpfungen ausleben.

Die Ausstattung der Jahrbücher, insonderlich des letzten, ist so hervorragend, daß wir die Verleger im Reich nur beneiden können, um solch geringes Geld derartige Erzeugnisse liefern zu können.

Ende.